

Walden

von

Gustav Koebe



1927. 527

VERLAG QUELLE U. MEYER

LEIPZIG

[1927]

PH

RR zu

in dem seine Persönlichkeit sich uns erhalten hat; möge es nicht mir denen, die Gustav Noethe gehört haben und denen er gehört hat, die Erinnerung an Stunden großen Erlebnisses festhalten, sondern darüber hinaus auch noch auf eine kommende Jugend als Vermächtnis des großen Lehrens fruchtbar fortwirken!

Julius Peterfen.

Inhalt

Deutsches Heldentum	1 — 18
Deutsche Sreue in Dichtung und Sage ..	19 — 47
Donau, Rhein und Nibelungenlied	48 — 74
Die deutschen Kaiser und die deutsche Literatur	75 — 93
Der Dichter des Nargival	94 — 107
Derwald von Wolfenstein	108 — 133
D. Martin Luthers Bedeutung für die deutsche Literatur	134 — 171

Luther in Worms und auf der Wartburg 172 — 203 ✓

Vom literarischen Publikum in Deutschland 204 — 222 ✗

Humanistische und nationale Bildung .. 223 — 241 ✓

Deutsches Geistesleben in den Ostmarken .. 242 — 268 ✗

Friedrich der Große .. 269 — 275 ✗

Deutsche Dichter des 18. und 19. Jahrhunderts und ihre Politik .. 276 — 299 ✗

Gottfried August Bürger .. 300 — 306 ✗

Goethe .. 307 — 332 ✓

Schiller .. 333 — 341 ✓

Romaniker des deutschen Nordostens .. 342 — 378 ✓

Gedächtnisrede auf Bismarck .. 379 — 391 ✓

Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin 392 — 398 ✓

Zum Gedächtnis Theodor Fontanes .. 399 — 438 ✓

Weg der deutschen Philologie .. 439 — 456 ✓

*

Verzeichnis der Reden nach Reihenfolge des Anlasses und ersten Druckes

- Die deutschen Kaiser und die deutsche Literatur. Rede zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs am 27. Januar 1893 im Namen der Georg-Augustus-Universität. Göttingen, Dieterich'sche Universitäts-Buchdruckerei W. Fr. Kästner S. 75—93
- Gottfried August Bürger. Rede, gehalten bei der Enthüllung des Bürgerdenkmals auf dem Jakobskirchhof in Göttingen am 29. Juni 1895. Ungeedruckt S. 300—306
- Gedächtnisrede auf Bismarck. Gehalten in Göttingen am 5. August 1898. Ungeedruckt S. 379—391
- Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. (Deutsche Literaturzeitung, 15. Dezember 1900) S. 392—398
- Vom literarischen Publikum in Deutschland. Festrede im Namen der Georg-August-Universität zur Akademischen Preisverteilung am 4. Juni 1902. Göttingen, Dieterich'sche Universitäts-Buchdruckerei W. Fr. Kästner 1902 S. 204—222
- Schiller. Rede auf dem Kommerz der Berliner Studentenschaft zu Schillers Gedächtnis am 6. Mai 1905. Ungeedruckt S. 333—341
- Humanistische und nationale Bildung. Eine historische Betrachtung. Vortrag, gehalten in der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin am 6. Dezember 1905. 2. Auflage. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung 1913* S. 223—241
- Deutsches Helidentum. Rede zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs, gehalten in der Aula der königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 27. Januar 1906. Berlin 1906. Universitäts-Buchdruckerei Gustav Schade (Otto Brandt) S. 1—18
- Romaniker des deutschen Nordostens. Nach Vorträgen im Freien Deutschen Hochschiff 15.—24. März 1910. (Jahrbuch des Freien Deutschen Hochschiffes zu Frankfurt am Main, 1910) S. 342—378
- Deutsches Geistesleben in den Ostmarken. Vortrag, gehalten im Deutschen Ostmarken-Verein zu Berlin am 22. März 1912. Deutscher Ostmarken-Verein e. V., Berlin W 62. 1913* S. 242—268
- D. Martin Luthers Bedeutung für die deutsche Literatur. Nach Vorträgen zum Reformations-Jubiläum in Hamburg, Nordhausen und Berlin. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1918* S. 134—171

Deutsche Dichter des 18. und 19. Jahrhunderts und ihre Politik. Vortrag in der Philharmonie, Berlin, 13. April 1919. (Staat, Recht und Volk. Wissenschaftliche Reden und Aufsätze, herausgegeben von Hr. v. Willamowitz-Moellendorf. 1. Heft.) Berlin Weidmannsche Buchhandlung 1919* S. 276—299

Zum Gedächtnis Theodor Fontanes. Nach verschiedenen Vorträgen. (Deutsche Rundschau, Januar 1920) S. 399—438

Luther in Worms und auf der Wartburg. Nach Vorträgen in Berlin, Eisenach und Erfurt 1921. 1922. (Jahrbuch der Luthergesellschaft 45) S. 172—203

Nawalb von Volkenstein. Nach verschiedenen Vorträgen (Deutsche Rundschau, November 1923) S. 108—133

Deutsche Lyre in Dichtung und Sage. Vortrag in der Gesellschaft „Deutscher Staat“, gehalten in Göttingen am 30. September 1923. Langensalza. Beyer & Mann.

2. Auflage 1925. (Schriften zur politischen Bildung, VIII. Reihe, 1. Heft) S. 19—47

Wege der deutschen Philologie. Rede zum Antritt des Rektorats der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 15. Oktober 1923. Berlin. Emil Ebering S. 439—456

Der Dichter des Parzival. Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität König Friedrich Wilhelms III. in der alten Aula am 3. August 1924 Berlin 1924. Emil Ebering S. 94—107

Goethe. Zum 28. August 1924. Rede bei der Feier von Goethes 175. Geburtstag in Weimar (Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft, Band 11, Weimar 1925) S. 307—332

Donau, Rhein und Nibelungenlied. Vortrag beim Archivtag in Regensburg am 2. September 1925. (Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1. 1926) S. 48—74

Friedrich der Große. Ansprache in der Öffentlichen Sitzung der Preussischen Akademie der Wissenschaften zur Feier des Jahrestages König Friedrichs II. am 28. Januar 1926. (Sitzungsberichte 1926) S. 269—275

Die mit * bezeichneten Einzeldrucke sind noch von den genannten Verlegern zu beziehen.

Gustav Roethe: Rede z. Rektoratsaufnahme in der Friedrich-
Wilhelms-Universität zu Berlin am 15. Oktober 1923

Wege der deutschen Philologie

Rede zum Antritt des Rektorats 1923

Wor genau einem Menschenalter, am 15. Oktober 1893, wurde mein ehrender Vorgänger auf dem Lehrstuhl der deutschen Philologie, Karl Weinhold, mit dem Rektoratmantel bekleidet, und wiederum genau ein halbes Jahrhundert früher hatte Karl Lachmann, der große Berliner Philologe, dies Amt angetreten, das er, ein stolzer Mann, besonders rühmlich verwaltet hat. In der Geschichte meiner Wissenschaft steht Lachmann grundlegend da als der eigentliche Erzieher zu der strengen kritischen Methode, die er zuerst im Dienste der Mutterwissenschaft, der klassischen Philologie, schöpferisch entwickelt hatte. Die Verdienste, die sich Karl Weinhold, Jacob Grimms Art näher verwandt, um deutsche Mundarten, im Volkstum und germanische Kulturgeschichte erworben hat, sind besonders der deutschen Heimatkunde zugute gekommen: der Erschlefer die befruchtende Kraft des Mutterbodens.

Die strenge Philologie ist heute nicht beliebt: wer ihrer spottet oder sie schilt, ist des Beifalls in weiten Kreisen sicher. Solche Unpopularität kann sehr rühmlich sein. Und wenn die deutsche Philologie insofern günstiger dasteht, als ihr aus nationalen oder, wie man mit unschönem Worte heute sagt, „völkischen“ Kreisen Hoffnung und Entschlussum entgegen schlägt, so ist dieses Vertrauen nicht unangelegentlich, erscheint gerade in Zeiten schwerer Not vielen wie ein geistiger Luxus; man ruft nach der angewandten Wissenschaft, deren Frucht sich greifen läßt; man möchte etwa der Sprachforschung statt der Deutung freien sprachlichen Lebens ein regelndes Rükteramt über Sprachrichtigkeit und -reinheit zuweisen. Gilt es der Erweckung nationalen Sinnes, so hat sich die Philologie ihrer Vergangenheit freilich nicht zu schämen. Als in den Tagen des großen Karl die

* ersten Ahnungen deutschen Gemeingefühls austauschen, eine kleine humanistische Akademie war dabei. Der Humanismus des 15. Jahrhunderts, der Schriftstellerium und Philologie verband und das Sprachstudium mehr in den Dienst guter neulateinischer Sätze und Verse stellte, als daß es ihm auf Vorschung ankam, hat doch ansehnliche Denkmäler hervorgezogen, die wie des Saccinus Germania und Annalen eine bis heute fortdauernde nationale Leuchtkraft entfalten, und es erwuchs unmittelbar aus ihm eine vaterländische Aktivität, die für das reine Deutschthum des Elsasses, für die Würde des deutschen Kaiserthums, für den Adel deutscher Volksart in kräftiger, auch agitatorischer Arbeit eintrat. Der Dantziger Philipp Ulverius hat in seiner gelehrten „Germania antiqua“ auf Grund statischer humanistischer Vorarbeiten eine warmherzige deutsche Alterthumskunde geschaffen, die eigentlich noch unersezt ist und mittelbar das Nationalgefühl des 17. und 18. Jahrhunderts bis auf Klopstock und Heinrich v. Kleist befruchtet hat. Und Nikolaus Kopernikus, dem deutschen Sohn der deutschen Stadt Thorn, ward, wie für andere Naturforscher der Zeit, die griechische Grammatik mittelbar Schlüssel zur astronomischen Erkenntnis. Weiter! Bei der großen Sammlung deutschen Geistes nach der Seneer Schlacht, bei der Entwicklung des nationalen Dranges, wie er das 19., das deutsche Jahrhundert, beseelt, hat die Geschichtswissenschaft, ganz besonders auch die deutsche Philologie, die Heldeuige und Sprachreichthum, Nitterdichtung und altes Volksleben neu entdeckt, einen oft entscheidenden Einfluß geübt. Das traf nicht nur für Deutschland zu. In deutscher philologischer Arbeit hat sich das Nationalgefühl der Tschechen und anderer slawischer Völker entzündet; wenn die Polen, jetzt entschlossen und Befreiung zu erleben scheinen, so haben sie dafür deutschen Philologen von Caspar Zeuß bis auf unsere einflussigen Kollegen Zimmer und Bruno Meyer zu danken (ich war einmal Zeuge, wie dieser irische Dant eregreifend zum Ausdruck kam); um die Wiedergeburt des nationalen Griechenthums hatte vor 100 Jahren der Philologe Adamantios Korais ein bewundernswertes Verdienst.

Von der großen nationalen Bedeutung der deutschen Philologie sei jeder ihrer Säger durchdrungen! Und er treibe sie mit der Liebe, die sehend macht! Aber es gibt auch eine Liebe, die blind macht oder Wahnbilder erzeugt. Schon der Deutsche bieder, fromm und stark,

* kapfer und frei, den man bei Saccinus traf, weil dieser tendenziös ein unschuldiges Naturvolk verderbter Großstadt gegenüberstellen wollte, hat zu jugendstolzer Selbstüberschätzung geführt. Im 17. oder 18. Jahrhundert meinte man gar beweisen zu können, daß Adam deutsch gesprochen habe, daß Eva die weibliche Form zu Ebo sei, daß bei den alten Germanen schon die Dreieinigkeit geglaubt wurde, daß Hannibal nur durch germanische Truppen über die Römer siegte und daß die Edda drei Jahrhunderte vor der Erbauung Trojas in messingne Tafeln gegäßt wurde, also weit älter sei als Homers Gesänge. Wir lächeln. Aber was heute mit den gefährlichen Rünsten der Etymologie, dieser irtreführendsten aller philologischen Disziplinen, geleistet wird, was eine üppige Phantase aus halbverstandenen Stunen, aus den Lücken unserer dürftigen mythologischen Reste, in sorgloser Kombination zweier- und mehrdeutiger archäologischer und sprachlicher Züge über Leben, Glauben, Größe unserer Vorfahren zusammensabelt, alles bei halber Nüchtlung mit der Philologie, das raubt uns Philologen oft die Freude an unsern völkischen Göttern. Der Wobansglaube, der völkischer Jugend nicht fremd sein soll, ist — das sei nachdrücklich betont — ein Erzeugnis des 20. Jahrhunderts; selbst wenn man Dbin zu Hilfe nimmt, reicht das Alte nicht aus. Kein Zweifel, auch der große Mann, dessen Bild diese Aula schmückt, hat sich patriotischen Selbststärkungen über das deutsche Helden- und Urvolk hingegeben. Aber Fichte war doch weit davon entfernt, um des Deuschthums willen gegen unsre treuesten Freunde und Nester, die Griechen, gegen die humanistischen Grundlagen unserer höheren Bildung zu Felde zu ziehen, wie wir's jetzt oft von warmherzigen Patrioten erleben müssen. Auch mich hat meine Wissenschaft einst zu der Übergangung geführt, daß die Deutschen ein adliges Volk seien, zu besonderen Aufgaben berufen, und so grausam die Gegenwart alle solche Läume Lügen strafen, einen Schwaffen der Gegenwart, daß die verzerrte Maske von heute eben nur eine Ausgeburt selbstlicher Krankheit sei, laß ich mir doch nicht rauben. Aber so wenig wir uns selbst mit unsern Wünschen und Ahnungen aus unserm wissenschaftlichen Schwaffen ausschalten können, das strenge Streben nach nationaler Selbstkenntnis, die sich nicht von Wünschen und Einbildungen beirrauschen läßt, sondern zu entsagen weiß, ist das Wesen der wissenschaftlichen deutschen Philologie.

Die klassische Philologie hat im Anschluß an unsern fünfmaligen

* Nektor Böckh ihr Gebiet sehr weit abgeleckt, zu einer Altertumskunde im größten Sinne, der Staat und bildende Kunst und das Gesamtgebiet der antiken Wissenschaft und Technik annähernd ebenso am Herzen liegt wie Sprache und Literatur. Auch unter uns haben manche gelernt, die Dürke weiter, von den Worten auf die Sachen, zu lehren; die bereitwillige Fühlung mit den Nachbarn, zu deren Marken der Weg uns führt, ziemt dem Philologen. Aber der lebendige Kern bleibt doch für uns das gesprochen und geschriebene Wort, das ungeheure Gebiet der schriftlichen Überlieferung, zu der jetzt auch die phonographischen Platten zu treten beginnen, die uns Worte der Vergangenheit hören lassen. Das Deuten und Verstehen des schriftlichen Denkmals ist Philologenarbeit: das ist aber keine bloße Methode, es ist ein hohes und würdiges Ziel, aus den buchstabendbedeckten Blättern Gestalten und Gedanken der Vergangenheit zum Leben zu wecken, ihnen warmes Blut einzufloßen, ihre geschichtliche Notwendigkeit zu verstehen. Es will beispielsweise schon etwas sagen, wenn sich jetzt dem kundigen Auge der stellungsgeschichtliche Gehalt der Ortsnamen zu enthüllen beginnt. Und wenn bei uns das Studium des einzelnen Stützes manchmal stark vorherrscht — zumal im philologischen Unterricht —, so denke man an Goethes tiefstinniges Wort: „Was ist das Allgemeine? Der einzelne Fall“. Mehr noch als anderen Völkern bedeutet uns Deutsches der Einzelne, der den Samen austreut auf den — ach, oft so steinigen Boden, den die Masse darstellt.

Einige Blicke in unser wissenschaftliches Arbeiten und Streben! Die Sprache ist schon ein Bekenntnis des Volks zu sich selbst, eine eigentümliche schöpferische Tat, und gerade der Deutsche hat sich durch Betonung und Lautverschiebung besonders scharf von den verwandten Sprachen gesondert, auch hier geneigt zum Für-sich-sein. Wilhelm Scherer, der den großartigen Plan einer nationalen Ethik in sich trug, sah in der Stammsilbenbetonung, die die Formsilben verwirklicht, in der dehrenden Emphase des Akzents, die Länge, Höhe und Kraft auf die gleiche Silbe häuft, in der syntaktischen und metrischen Bevorzugung weniger nominaler Hauptbegriffe Merkmale einer formlosen germanischen Leidenschaftlichkeit. Was an dieser Hypothese grammatisch vermag, stützt doch die germanische Poetik.

Der Aufbau der historischen deutschen Grammatik, wie er durch Jacob Grimm's Genialität und seit 1868, seit Scherer's Buch

* Zur Geschichte der deutschen Sprache, durch die statische Forscherarbeit eines reichlichen Menschenalters gelungen ist, darf Eindruck machen, wenn auch der Glaube an das Lautgesetz, der lange Zeit die Arbeit bestimmte, so ziemlich geschwunden ist. Wir wissen jetzt, daß das Lautgesetz, das keine Ausnahme zuläßt, als stilkliche Nachkommung zur Strenge, als Arbeitshypothese seine Bedeutung gehabt hat. Aber die naturwissenschaftliche Realität, an die man einst glaubte, fehlt ihm. Das ist weniger durch theoretische Erkenntnis als durch die schlagende Erfahrung klar geworden, die uns der „Sprachatlas des deutschen Reiches“, die bewundernswürdige Schöpfung des Marburger Bibliothekars Wenker, besichert hat, ein entsagungsvolles Werk, das ein ungeheures lausliches Material aus mehr als 40000 deutschen Orten auf Karten übertragen hat. Die Ergebnisse bestätigen, wie sehr Wilhelm von Humboldt im Recht war, da er das individuelle Sprachleben gegenüber jeder scheinbaren Gesetzmäßigkeit vertat: jedes Wort führt sein besonderes Dasein, führt es in jedem Munde. Auf jenen Karten haben sich die Mundartengrenzen in breite Linienbündel aufgelöst, in eine Welt der Übergänge; nicht von einzelnen Lauterscheinungen, eher von dem mundartlichen Sprachgesang, der sich so gut hören und so schlecht fixieren läßt, erhoffen wir jetzt entscheidende Bestimmung der Mundart. Namentlich für die heftigen und rheinischen Mundarten hat sich weiter an jenes gewaltige Werk eine Fülle wichtiger Aufschlüsse geknüpft, die den Zusammenhang sprachlicher Vorgänge mit oft ganz jungen politischen, auch kirchlichen Verbänden, mit Verkehrs wegen, mit dem Einfluß überlegener Bildung und ähnlichen Gründen überraschend erhellen, die aber auch chronologisch ferne Ausblicke eröffnen, zu denen unsre alten sprachlichen Zeugnisse nicht ausreichen. Die Hypothese eines großen Sprachwandels auf niederdeutschem Boden, eines mächtigen Eindringens südlicher Sprachelemente ist aufgetaucht. Das Studium der neueren deutschen Sprache, insbesondere auch unserer Schriftsprache, hat die altgermanische und altdenische Laut- und Flexionslehre aus ihrer einsigen Vorherrschaft zurückgedrängt. Sie leidet zudem unter den vielen guten und bequemen Handbüchern, die ihr gewidmet sind. Ich denke manchmal mit Sehnsucht an die Zeiten zurück, da man sein Altdeutsch halbwegs aus den Quellen selbst lernen mußte. Leichter Erwerb nährt nicht und spornt nicht. Die rechte Hochschulpädagogik muß

selbst im Kleinsten zum Entdecken und Selbstfinden führen, und das verliert den Reiz, wenn schon zu viel hiffreiche Wegweiser an den Straßen stehen.

Wenters Sprachatlas erstreckt sich auf das unverkrümmelte Deutsche Reich, leider nicht auf Sterreich, und es steht dahin, wie weit noch nachzuholen ist, was früher in Süditalien und Nordböhmen verabsäumt wurde. Das Preussische Sdiokion, das die Sprache und weite, ihr nahegehende Gebiete der Volkskunde Ost- und Westpreußens buchen wollte, wird dem deutschen Reichslande, das Polen mit roher Brutalität entdeutscht, kaum mehr gerecht werden können. Vor Zeiten war ein Reich, das die verschiedensten Sprachen umfaßte, kein Hindernis; das entwickelte Nationalbewußtsein moderner Staaten ist doppelt grausam, wenn es gilt eine andre überlegene Kultur zu knechten; wir haben die Polen unserer östlichen Provinzen oft schwächlich verwöhnt, sie vergelien das mit der Vernichtung des reichen deutschen Lebens an der Weichsel. Die alten Dordensstädte im Osten, die herrliche deutsche Stadt Dantzig, die kraftvollen Studentendeutschen, das wunder schöne deutsche Bergland an der oberen Elbe und Esack, das bisher Walfhers Denkmal hütete, der viel umkämpfte hortus paradisi zwischen Vogesen und Rhein, für uns sind sie alle deutsch: wir halten ihnen nicht nur wissenschaftlich die Sreue.

Deutschland wird jetzt mit einem Netz von landschaftlichen Wörterbüchern überspannt. Das Elß ging voran; Diefenwerke der Schwetz und Schwabens sind der Vollendung nahe; ein Rheinisches Wörterbuch von unvergleichlichem Reichum hat, leider in sehr gekürzter Auszugsform, zu erscheinen begonnen; viel Andres ist in frischer Arbeit. Hier sollte sich Sprachwissenschaft und Volkskunde zu inniger Freundschaft die Hand reichen: zu Laut und Wort tritt hier notwendig Spruch und Brauch und Bild. Schon das Sammeln dieser Schätze übt eine wohlthätige Erziehung zur Heimatliebe. Wenn unsere Volkshochschulen, statt in unfruchtbare Höhen sich zu versetzen, doch bei der Heimatkunde einsetzen wollten! Die Erziehung zur eignen Beobachtung, zum Selbstsehen und Selbsthören, hier hat sie für weite Kreise den rechten Boden. Im Rahmen der engen Heimat ist am ehesten eine Vielseitigkeit denkbar, die mit dem Sprachlich-Musikalischen auch den Blick für die Sachen (wie: Haus, Hausrat, Straß) und für die Landschaft, für Sier, Pflanze, Stein vereinigen

solle: da könnte gerade auch der Volksschullehrer sammeln, nicht deuteud, bei kluger Selbstbescheidung sehr Wertvolles leisten. Es wäre eine bedeutende, zukunftschaßende Aufgabe, im Gegensatz zu den abtötenden Großstädten die gesunden bodenständigen Kräfte des Landes zu Selbstgefühl und Stolz auf den eigenen geistigen Besitz zu erziehen. Eine groß angelegte Sammlung der deutschen Volkslieder ist im Gange; auf dieser Grundlage werden hübsche Liederbüchlein auch für weitere Kreise gerüstet. Märchen sind aus dem Volksmunde mit einer liebevollen und so gewissenhaften Sreue aufgezeichnet, wie die Romantik der Brüder Grimm sie nicht kannte. Mag dilettantischer Enthusiasmus uraltes Volksgut verehren, wo, wie so oft, nur junge Umformung von Kunstliedern, Einfuhr von fremden Geschichten vorliegt: mitgeschaffen hat das Volk, und es soll sich dieser tätigen Mitwirkung auch da freuen, wo es nicht der Schöpfer, nur der Bearbeiter ist. Was die Wissenschaft hier sät — die Universität kann da natürlich nur mittelbar fördern, — das wird der Nation reichen Segen bringen. Aber freilich über all solchen Hoffnungen und Plänen liegt bestemmend der schwere Zwang der Zeit. Wir können nicht mehr erwerben, drucken und publizieren, wie es nötig wäre. Der Plan eines groß angelegten Wortatlas kann vorläufig nur tropfen- und blattweise in bescheidenem Maße gefördert werden. Auch das „Wörterbuch der deutschen Rechtsprache“, das Weinhold vor 30 Jahren aufkündigte und dessen Materialien jetzt zu Heidelberg in reichem Archiv geordnet vorliegen, wird sich mit knappen Auszug begnügen müssen. Fürchten wir doch selbst für das „Deutsche Wörterbuch“ der Brüder Grimm, dessen Vollendung uns heilige nationale Pflicht sein sollte! Der kulturfeindliche, sprunghafte — Fischeit würde sagen: gemessenletrige — Höhendrang des Buchhändlergeschäfts drängt uns Gelehrte, die er vom Bucherwerb ausschließt, zurück in die Lage vor Erfindung des Buchdrucks; und während für die Wissenschaft das Erscheinen neuer wertvoller Werke täglich schwieriger, ja unmöglich wird, findet das erbärmlichste Zeug immer noch mühelos den Weg aufs Büttenpapier und in den Ganzleberband.

Noch schlimmer fast macht sich die Büchernot fühlbar, wenn wir uns den Höhen unseres Schrifttums nahen. Heute schon kann vom Studenten der Erwerb unserer bedeutendsten Dichterstetze, etwa des Bachmannschen Wolfram, der Millarden kostet, nicht mehr erwartet

werden. Die Anthologie aber, die Auswahl, für den harmlosen Spaziergänger erträglich, ist für ernste wissenschaftliche Arbeit, die vom Ganzen zum Einzelnen, vom Einzelnen zum Ganzen strebt, ganz unzulänglich, und die besten Bibliotheken können dem Philologen das eigene Buch nicht ersetzen.

Das hingebende strenge Studium unserer besten Schriftsteller wird stets im Mittelpunkt der Philologie stehen. Nur wer gelernt hat, „sich willig zu ergeben“, wird wissenschaftlich lesen können, und diese Kunst muß ernstlich gelehrt und gelernt werden. Für die Behandlung der Texte haben wir von der klassischen Philologie immer noch viel zu gewinnen, für Recensio, für Emendatio, für Interpretatio, und Carl Schumanns Gestalt steht noch heute mit erster Mahnung, in der stätlichen Forderung vorbildlich, in der wortkräftigen Belehrung heunruhigend und anregend vor uns. Was er für die germanische Philologie geschaffen hat, überragt wohl seine Leistung für die antike. Die glänzende methodische Schärfe, mit der er sich durch die Beobachtung der gesicherten Reime den Weg vom Schreiber zum Dichter gebahnt hat, schweigsam, aber mit fast untrüglicher Sicherheit, ist uns erst durch neuere verdienstvolle Nacharbeit in vollem Maße klar geworden. Seine metrischen Gesetze waren zuweilen überschaulich und trugen der persönlichen Verschiedenheit, der individuellen Beweglichkeit der Dichter nicht immer Rechnung: den Grund aber hat er auch hier mit tragfähiger Festigkeit gelegt. Seine Erläuterungen des Hildebrandsliedes, der Wolframschen Einleitung zum Parzival, sind trotz manchen Fehlschlägen klassische Arbeiten, die noch durch ihre Fehler erziehen. Er hat uns die Wunder der mittelhochdeutschen Kunst, für die Jacob Grimm den vollen Sinn kaum besaß, aus den Tiefen erschlossen, nicht nur als Meister scharfer und sauberer Beobachtung, sondern, was nie vergessen werden darf, durch eine geniale Intuition für das Individuelle, mit deren Weischaun seine Beweismittel nicht immer Schritt hielten. Seine Nibelungenlieder, einst ein Glaubenssatz der Berliner Schule, glaubt niemand mehr; aber wenn wir heute gegenüber den stilistisch und künstlerisch sehr ungleichen ersten zwei Dritten und Größe des Schlußes, so bereitet diese Erkenntnis schon Schumanns mächtiges 20. Lied vor. Er sah, er schloß, aber er fühlte auch: methodische Strenge und bahnbrechende Ahnung sind ihm eigen wie

dem von ihm besonders geliebten Lessing, den man gleichfalls rationalistisch bei weitem nicht erschöpfen kann.

Die deutsche Philologie dankt es Schumann, daß sie nie, wie ihre anglistische und ihre romanische Schwester, auf die kritische Aufgabe verzichtet hat. Die wissenschaftliche Kraft, sich in die Seele des Dichters zu versenken, ihn nachschaffend neu erleben zu lassen, offenbart sich nirgends zugleich demütiger und geschlossener als in der Edition, der philologischen Hörschule. Die frühe und selbständige Kritik, die noch jüngst an zwei großen Mänesängern, an Heinrich von Morungen und Reinmar dem Älteren, geübt ward, dort in mürbiger Erschließung der lyrischen Genialität aus schlimm Verderbtem, hier in sorgfamer Beobachtung einer dialektisch und formal isstselnden, mit der sparsamsten feinfühligsten Auswahl der Worte und Klänge berechneter arbeitenden Kunst, diese fundierbare kritische Leistung erweist, daß Schumann auch heute noch würdige Jünger findet, die doch auf eignen Bahnen zu wandeln wissen. Das Recht der kritischen Ausgabe ist viel benängelt, dafür der schlichte Handschriftenabdruck empfohlen worden. Gerwiss, jede Konsequente philologische Kritik läuft Gefahr auszugleichen, zu normalisieren und zu verbessern, statt wiederherzustellen: aber wie der Porträtmaler, der Bildhauer seiner Pflicht zur Treue völlig genügt, ohne jedes Wäreichen nachzupinseln, jedes Zufallsbläschen nachzumeißeln, so sucht die philologische Kunst die Wahrheit, nicht die Wirklichkeit. Und die hohe formale Vollendung gerade der mittelhochdeutschen Dichtung, die so in deutscher Sprache nie wieder erreicht worden ist, verlangt und belohnt die peinlichste formale Untersuchung. Ich greife nur eins heraus. Die beschwerte Hebung, die ohne folgende Senkung den ganzen Satz füllt, ein Erbstück des Altitationsverses, in dem sie aber durch Tradition dem Übermaß verfallen war, ist ein unvergleichliches Mittel, gewichtige Worte deklamatorisch hervorzuheben bis zu leidenschaftlicher Wirkung, doch ohne den Versrahmen irgendwie zu sprengen; sie unterstreicht etwa die erste Nämennennung durch den Doppelschlag: „der was Hártnán genánt“. Es ist ein Genuß, nicht nur bei unsern großen Epikern, sondern auch in der novellistischen Kleinkunst wahrzunehmen, wie der Versbau sich gleich einem fest anliegenden schmiegsamen Gewand jeder Regung des dichterischen Geistes anpaßt. Diese metrische Ausdrucksfähigkeit haben nicht einmal die freien Rhythmen unserer klassischen Zeit wieder-

gefunden: liegt doch das Wandervolle mittelhochdeutscher Besesshysh- mit darin, daß sie persönliche Belebtheit und farbige Fülle mit der ruhigen Festigkeit überkommener Form vereinigt.

Das alles muß freilich der Herausgeber aus dem Text durch eigne Erkennnis herausholen. Wir sind seit Spitz gewöhnt, daß der Dichter die Sprachformen drucken läßt, die er gelesen wünscht. Noch das 16. Jahrhundert war darin ungleich. Und den Schreibern des Mittelalters liegt solche Lesehilfe mit wenigen Ausnahmen (die rühmlichste bedeutet Dürcks des Elßners Schreibschule) vollständig fern, und es ist wertlos, wenn manche unklare Herausgeber gewissenhaft zu verfahren meinen, indem sie an die Wortbilder der Handschriften ängstlich sich klammern. Der mittelhochdeutsche Schreiber rechnete auf den geübten Vorleser: Philologenpflicht ist es, ihn zu ersetzen. Lachmann, der seine philologische Energie noch auf einen verhältnismäßig kleinen erlesenen Kreis von Dichtern erstreckte, hat die Vortragsmöglichkeiten nicht erschöpft. Und auch in anderer Hinsicht hat unsere größere Handschriften- und Literaturkenntnis, für die die Preussische Akademie besonders viel getan hat, uns den Blick erweitert. Lachmann strebte überall zum Echtem und Ursprünglichen; uns offenbart sich heute in der Schreiberkätigkeit ein reicheres literarisches Fortleben, aus dem wir ein gut Stück geistiger Geschichte ablesen können. Das gedruckte Buch hat etwas Starres; hundertfach und tausendfach vorgehanden besitzt es ein erdrückendes Schwergewicht, so fehlerreich es sein mag. Das geschriebene Buch ist stets ein Unikum; jedes neue Exemplar bedeutet eine neue Formung. Es handelt sich dabei nicht nur um Modernisierung, die besonders nahe liegt, auch um Ervialisierung. Bei den bedeutendsten mittelhochdeutschen Dichtern, gleich bei Wolfram, drängt eine bequemere verständliche, metrisch scheinbar korrektere, in Wahrheit farblosere Vulgata den echten Text zurück. Erweiterung oder Kürzung, je nach Bedarf, setzt ein. Das mit Reminiszenzen überladene Gedächtnis der Schreiber verpfuschte eine Physiognomie, indem es Züge der andern einmischte. Aber auch die Neigung zum Steigern, Überbieten, stärkeren Auftragen stellt sich ein und führt dem Barock entgegen. Die viel umstrittenen Interpolatoren der mittelhochdeutschen Volksepen, die mancher heute ganz leugnen möchte, sind gewiß sehr munter und wirklich gewesen: bei der strophisch gegliederten Dichtung ward ihnen die Arbeit leichter als im festen Zusammenhang der durch

Neinverächlingung vernieteten Reimpaare. Der Respekt der Schreibstufen vor dem Überlieferter war in der westlichen Dichtung nicht groß: aber literarisches und sprachliches Leben spiegelt sich in der Fülle der Handschriften, und für die Geschichte des Publikums ist da vieles zu gewinnen, was Lachmann noch kaum beachtete.

Er wandte sein Interesse ganz der Dichtung zu, die wir auch heute noch bevorzugen. Das ist wohlbegründet. Nicht nur daß sie überhaupt das reinste Bild unsers ideellen Lebens gewährt; im deutschen Mittelalter stellt sie neben dem Latein, das bis ins 17. Jahrhundert gleichberechtigt fortlebt, fast die einzige anerkannte Form literarischer Aufzeichnung von Anspruch auf wirkliche Dauer dar. Außerdem ermüdet ihre festere Form viel genauere Forschungsergebnisse. Die Untersuchung der Prosa liegt noch im argen; zur befriedigenden kritischen Ausgabe sind wir da nicht oft gelangt, so viel für die Beobachtung von Wortschatz, Syntax, Stil allmählich geschehen ist. Auch für die neuere Zeit sind wir bei Wändigung der Kunstprosa weit hilfloser als vor der Dichtung. Ich erwarte viel von der wachsenden Erkenntnis des sprachlichen Rhythmus, der ja fast ausschließlich unser ganzes Leben, auch die angloje Rede des Alltags durchzieht. Goethes „Werther“ ist auf weite Strecken ein himeisendes Gedicht; er kennt in der „Novelle“ die rhythmische Verschiedenheit verschiedener Lebenskreise; bei Ernst Theodor Hoffmann wandelt sich alsbald. Laß und Klangfarbe, wenn wir aus dem nächstern Alltag in die Zauberwelt von Atlantis schreiten. Das Mittelalter hat wenig echte Kunstprosa zu der man Rechtsfälle, chronikalische Aufzeichnungen, die unsicheren Nachschriften deutscher Predigten nicht rechnen darf; aber aus dem Kursus lateinischer Prosa pflanzte sich manches ins Deutsche herüber, und Luthers Bibel, dies erste Wunderwerk originaldeutscher Prosa, höhern Stils, echt, obgleich es Übersetzung war, hat die Kraft der Rhythmus mit ursprünglicher Gewalt zu üben gewußt. Aus früherer Zeit hält nur die Sagaprofa des Nordens der Probe auf germanische Reinheit. Etlich, für deutsches Empfinden fast großartiger in ihrer herben Mäandlichkeit als der aus Uraltum und skaldischem Barock gemischte unreine Kunstsil der Edda, der Ungeheures ahnen läßt, aber die Wirkung allzuoft rätselnd und künstelnd selbst zerstört.

Die Form steht für philologische Arbeit stets in erster Reihe. Die sprachliche Gestaltung eines Gedankens, einer Anschauung ist nicht

weniger Form, als das künstlerische Schaffen formt; man hat einmal hübsch vom Philologen verlangt, er müsse zugleich Künstler und Philosph, das heißt Forscher, sein. Es gehört zu den ersten und wichtigsten unserer Wissenschaft, daß, dank vor allem den genialen Anregungen Wilhelm Scherers, die Würdigung, das wissenschaftliche Nachschaffen der innern Form so große Fortschritte gemacht hat, und hier haben Studien aus dem Kreise der neueren Literatur die mittelhochdeutschen Philologen ungewissermaßen überholt, denen die Vorarbeiten stärkere Echnungen um die Füße legten: der fruchtbaren Sätigkeit unseres Jubiläumrektors, Erich Schmidt, dessen Bild unvergessen, unvergessen in unserer Erinnerung lebt, sei hier dankbar gedacht. Zumal für die allseitige geschichtliche und formale Würdigung einzelner bedeutender Werke ist Ausgezeichnetes geleistet worden, weniger für die wissenschaftliche Darstellung literarischer Epochen; selbst die literarische Biographie steht nur in einer kleinen Reihe vollkommener Echnungen ganz auf der Höhe, und den großen literarischwissenschaftlichen Echnungen von Gervinus und Echerer ist Ebenbürtiges noch nicht zur Seite getreten.

Die philologische Stärke ernsthafter Gründlichkeit, die sich in die unermüdliche Anfarbeitung auch des Kleinen liebevoll vertieft, zeigt hier ihre Echnwäche. Die berühmte Andacht zum Unbedeutenden hat ihren Propheten Jacob Grimm wie gehindert, das Größte aufzubauen. Aber die Jacob Grimms sind selten, und es ist doch nicht in der Ordnung, daß so und so oft französische Geistesgewandtheit, die von uns Stoff und wissenschaftliche Grundlagen entlehnte, dann gestaltend die Früchte unserer philologischen Arbeit ernten durfte. Heut ist der Vorwurf beliebt, die Philologen trieben nur Analyse, nicht Synthese. Ich kann ihm nicht jeden Grund absprechen. Wer etwa die Quellen eines Wertes sorgfältig analysiert und dann darauf verzichtet, über diesen fremden Einflüssen die eigne Gestalt des Schriftstellers aufzusehen zu lassen, der macht unter der halben Höhe Halt. Aber Originalität fast niemals, wer nicht der Abhängigkeit gerecht zu werden wußte; Quellenforschung hat oft den höchsten heuristischen Wert und schärft im Vergleich mit den Vorlagen den Blick für das Eigene und Neue; eine der allerbedeutendsten Fragen der deutschen Literaturgeschichte, der deutsche Gehalt von Wolframs „Parzival“, im höchsten Sinne gewichtig für unser älteres Geistesleben, hängt wesentlich von

der Quellenanalyse ab. Und wer in die komplizierte Vorgeschichte des „Gaus“ sich philologisch so verbeißt, daß er vor lauter Vorstufen und Materialien nicht zum abgeschlossenen Werke sich erhebt, der beraubt sich des Bessern. Aber der naive Synthesiker, der in diesem Meer der Widersprüche sich ahnungslos tummelt, ohne seine Untiefen zu ertenken, der wird den Gaus vielleicht glatter deuten: wissenschaftlich aber ist es nie, zu verweisen statt zu ergründen. Analyse ist — sagen wir es getrost — Synthese; aber Synthese ohne Analyse ist — sagen wir es getrost — sehr oft schlechthin dilettantisch. Von unsern großen Philologen war Lachmann ganz analytisch, Jacob Grimm ganz synthetisch eingestellt; aber Jacob Grimm hat stets August Wilhelm Schlegel treue Dankbarkeit dafür bewahrt, daß dieser, wahrlich kein pedantischer Philologe, den jungen Enthusiasten zur strengen Selbst- und Stoffkritik zwang; umgekehrt war das intuitive im Erfassen der ganzen Persönlichkeit eine divinatorische Kraft Karl Lachmanns, die wir darum nicht geringer werten, weil sie in schriftstellerische Darstellung nicht auszumünden liebte.

Das Gestalt ist, recht verstanden, auch Wissenschaft; erst der Formende erkennt, was dem Bilde, das er sich erarbeitet hat, an Mundung des Körpers, am gleichmäßig belebenden Herzschlag gebricht. Es ist nicht rühmlich, daß uns eine wahrhaft wissenschaftliche Biographie Goethes, aber auch Wielands und Grillparzers und vieler andern immer noch fehlt, daß die Echnbiographien von höherem Anspruch fast alle in den ersten Seiten stecken geblieben sind. So hat die ästhetisch-philosophische „Literaturwissenschaft“ heute viel Freunde, nicht ganz ohne Mißguld der Philologie. Ich bekenne freilich, daß mir die positiven Ziele dieser neuen Wissenschaft nur halbklar sind. Ich sehe ja, daß sie das Wort „Geschichte“ meidet, und die Abneigung gegen „pedantische“ Echnforschung schlägt allzu bereitwillig und hemmungslos in das Gegenteil um. Nun wird ja gerade in der Pflege neuerer Literatur die Philologie die Hilfe der Philosophie und Ästhetik neben der Geschichte und Kunstgeschichte dankbar gebrauchen, wie die ältere deutsche Philologie so oft in die Schule der Theologen gehen muß. Wenn heute die Neigung aufsteigt, geschichtliche Echnerscheidungen der bildenden Kunst in der Dichtung wiederzufinden, so wird dieser Versuch den Blick oft schärfen. Wer aber einen Vergleich von Klassik und Romantik in „Vollendung und Unendlich-

heit" umsetzt, der sieht nicht mehr geschichtliche Wahrheiten, sondern konstruiert. In rückfälliger Dankbarkeit würdigen wir, was Gerwinus und Treitschkes groß angelegter Aufbau literarischer Vorgänge vor unserer Art voraus hat, und es wäre schänder Umdant, wenn wir der Philologen Rudolf Hayms, Runo Fischers, vor allem Wilhelm Dilthey's große Leistungen und Anregungen vergessen wollten. Aber sie alle waren oder wurden Historiker, wenn sie an der Literaturgeschichte mitarbeiteten: Dilthey hat sich mit besonderer Wärme zu seiner geschichtlichen Seele bekannt: ich darf das aus persönlichen Eindrücken bezeugen. Er warnte geradezu vor der Neigung, große Dichter zu mittelmaßigen Philosophen umzubilden, wie das heute mit so heissem Bemühen an Novalis und Hölderlin und andern verübt wird; ihn führte die Versuchung nicht irre, den eingeübungsreichen Fragmentaristen zu einem Systematiker umzugießen. Sein Stichwort "Erlebnis", an sich nichts Neues als Keim dichterischen Schaffens, hat dank dem Vorbild seiner schönen kleinen Studien eine tiefe und fruchtbare Wirkung geübt: es war ihm aus geschichtlicher Erkenntnis erwachsen, aber auch in persönlicher Erfahrung, wie in seiner Freundschaft mit Wildenbruch, gefestigt. Und er brauchte es ohne Startheit. Nicht Dilthey, nur seine Nachläufer haben verkannt, daß der Inhalt des Wortes schiller: es gibt auch bedeutende unerlebte oder doch nur formal nacherlebte Dichtung, und sie hat ihre eignen Gesetze. Bei Dilthey bleiben wir auf geschichtlichem Boden. Wesensfremd aber wird die philologische Literaturwissenschaft der Literaturgeschichte, wenn sie in die Dialektik übergeht, die auf das "Erlebnis" verzichtet kann: zum Glück macht sie sich, wie einst bei den Hegelianern, in solchen Fällen meist schon durch ihren eignen wissenschaftlichen Jargon ungeschädlich. Gerade diese Seite unserer Wissenschaft steht heute im Kreuzfeuer der Meinungen. Die neuere deutsche Literaturgeschichte sollte von der älteren und von der Sprach- und Formgeschichte nie gelöst werden: wenn die Größe unserer germanischen Heldendichtung, die glänzende Kunst des mittelalterlichen Nibelungen, der Geist der Nibelungen-Resonanz, das tiefste Leben unserer Sprache aus Mangel an Sprachkenntnis nur wenig vertraut ist, der wird gerade die großen deutschen Kräfte unserer neuen Zeit auch nicht würdigen; und dem mittelalterlichen Philologen, dem das überreiche Spiel der geschichtlichen Mächte, wie die Neuzeit es zeigt, fern liegt, dem wird auch unsere

alte Sprache und Literatur nie volles Leben gewinnen: ein so spröder Vorfahr wie der Meister germanischer Altertumskunde Karl Müllenhoff hat einst an neuer deutscher Dichtung Liebe und Blick für die Vergangenheit bereichert. So hat schon Weinhold vor 30 Jahren vor der Trennung gewarnt, der jede innere Begründung fehlt. Es gibt ja manchen geistvollen Mann, dem das strenge sprachlich-philologische Studium un bequem ist und der gleichwohl schriftstellerische Kräfte in sich fühlt, die er für wissenschaftlich hält. Und politisch unruhige Zeiten, wie die unsern, sind immer geneigt, dem geschickten Literaten auch die Pforten der Universität zu öffnen: ich erinnere an die Mundt und Prutz und manch Berliner Experiment, das wenig gefruchtet hat: daß wir Germanisten diesmal bisher in Preußen mit solchen Versuchen leidlich verschont geblieben sind, das erkenne ich dankbar an. Schriftstellerium und Wissenschaft sind getrennte Welten. Der bedeutende Schriftsteller kann mächtig und segensreich, anregend im hohen Sinne wirken und doch zur wissenschaftlichen Erziehung völlig ungeeignet sein. Er hat das Nach, die eigne Persönlichkeit mit seinem Selben in eine lebhafteste Beziehung von Sympathie und Gegenpaß zu bringen, die auf den Leser eine starke Wirkung ausübt; der philologische Historiker dagegen soll sich und andere zu der willigen Ergebung erziehen, die ein Einfühlen und Einarbeiten bis zum Mitleben erreicht und dadurch erst zur wissenschaftlichen Befreiung gedeiht. Es gehört zur wunderbaren Größe Goethischen Geistes, daß er niemals Dilettant war, überall seine Grenzen kannte und darum überall belehrbar blieb. Das Dilettantentum, das heute in unsern öffentlichen Leben eine so verhängnisvolle Rolle spielt, bleibe es der Universität in Gnaden erspart! Denn der höchste Gewinn unserer Arbeit ist die Freiheit, die nur der strengen, ja harten methodischen Arbeit entwachst und daher das leichte Spiel des Geistes, selbst das persönliche Bekenntnis als unfertig ablehnt.

Die große Leidenschaft, die zur Höhe strebt und sich schon in den Namen und Namen unserer frühesten Zeit mit einer idealen Welt un gibt, zu der das Gold nicht gehört; die innere Selbstständigkeit des eigenen Menschen, der sich und seiner Idee freu bleibt, unbetört durch die Meinung der Vielen und durch die Tugungen des Lebens; die Freude an dem Für-Sich-Sein, die sich doch verträgt mit dem Gemeinheitsgefühl derer, die gleiche Wege wandeln; die hingebende Liebe zur Arbeit, die man am Deutschen schon zu Leibniz Zeiten draußen

belächelte und die doch Zukunft, verjüngende Kraft in sich trägt; der heilige Drang zu jener schaffenden Freiheit, die sich selbst verwirklichen kann: das sind Züge deutscher Art, wie sie die Vergangenheit uns darbietet. Und in dem Preußen der Hohenzollern und Kants trat dazu jene pflichtgemäße Zucht, die uns zum Dienst für das Ganze erzog und damit zu Herren unser selbst machte. Heute ist dies Bild nicht ähnlich; es gab auch früher schon Perioden, in denen es nicht ähnlich war. Wir haben das zähe Erbe; das Beharren auf der Höhe wird uns schwer. Einen so schmächtigen Fall wie 1918 zeigen uns freilich kaum die Schicksalsspiele der Völkerveränderung.

Für Euch, liebe Kommilitonen, ist schwere Zeit, für uns Ältere noch schwerere. Wir atmen in unserer Jugend reine, frische, hergestärkende deutsche Luft; heute fühlen wir eine Übermacht drückender fremder Geistesgewalten. Goethe, dem alles Teutonische fern lag, warnte seine lieben Deutschen doch dringend vor ausländischen Mustern im öffentlichen Leben: „Was einem Volk nützlich, ist dem andern ein Gift“. Und Umgestaltungen, die nicht aus dem innersten Kern der eignen Nation hervorgehen, haben keinen Erfolg: „sie sind ohne Gott, der sich von Pflüchereien zurückhält“. Daß unser Volk Katastrophen über weiter hoffen. Die deutsche Seele ist nicht tot. Wie lebte sie in der großen Zeit des Weltkrieges! Sie spricht zu Euch aus unserer Geschichte, aus Sage und Dichtung, aus der deutschen Musik und der deutschen Landschaft, zumal aus den Gestalten unserer Größten, aus Luther und Friedrich, aus Goethe und Bismarck, die alle teilhatten an der großen Leidenschaft und der unermüdbaren Arbeit des Deutschen, die alle den flachen Eudämonismus, was die Menschen so Glück und Genuß nennen, verachteten, die alle wußten, daß nur der strenge Dienst, die treue Pflichterfüllung, die fruchtbare Leistung des ganzen Menschen glücklich macht.

Die Wissenschaft ist ernst und schwer; sie verlangt Hingabe und Treue. Mit Schnellpressengeschwindigkeit, wie manche fürchte Demagogogen sich einbilden oder es lärmend fordern, läßt sie sich niemandem beibringen, am wenigsten dem Unvorbereiteten. Die beliebte anregende interesselose Vorlesung, wöchentlich einmal abends, hat mit Wissenschaft wenig zu tun. Dieser nacht Ihr erst, liebe Kommilitonen, durch das eigne Mitbringen, nacht Ihr um so sicherer, je schärfer Ihr Euch einsetzt. Lernen ist nicht Spielen. Die wahrhaft „fröhliche

Wissenschaft“ baut sich nur auf dem Untergrund der strengen Arbeit auf, die endlich schöpferisch wird. Es gibt nichts Froheres als diesen Augenblick. In der Seele der Jugend lebt heute besonders heiß der Wunsch, eine neue deutsche Welt zu schaffen. Das ist recht so. Aber Ihr erreicht sie nur, wenn Ihr in die große Schule des alten Deutschlands und Preußens geht, die Zukunft aus der Vergangenheit befruchtet. Nur ernste Erkenntnis, regsam und mühsam selbst erungen, die Euch nicht als billiges Geschenk in den Schoß fiel, gibt Euch die Freiheit, die Euch löst von dem Druck unfruchtbarer Masse und Mode. Der herrschende Zeitgeist, was man so modern nennt, ist immer veraltet, von gestern oder vorgestern, und führt ein modernes Scheinleben. Geiß frei durch jenen liebenden Ernst unermüdbaren persönlichen Strebens, der im rechten Deutschen das faustische Erbteil ist!

In den schlichten Tagen, da man überall zweifeln möchte an den guten Geistern unseres Volkes, sind wir akademischen Lehrer, das sollen wir dankbar bekennen, ungewöhnlich gut dran. Die Jugend der deutschen Hochschulen hat sich wohl bewährt: während wir sonst mit ernster Sorge auf verwirrende Jugend blicken, denen die wundervolle Volksschule der allgemeinen Wehrpflicht heute fehlt, dürfen Ihre Lehrer Ihnen im frohen Gefühl guter ehrlicher deutscher Gemeinschaft ins Auge blicken. Mein Vorgänger Weinhold sah sich damals vor 30 Jahren veranlaßt, die akademische Jugend sehr ernsthaft vor jenem Banaisentum zu warnen, das nur auf die Examensforderungen den Blick heftet, und er hat demgegenüber zu dem treuen Geiste gemahnt, wie er der idealen Auffassung des akademischen Studiums entspricht. Ich habe nicht den Eindruck, daß diese Mahnung heute besonders dringlich sei; ich bekenne aus meiner persönlichen Erfahrung, daß mir kaum je mein engerer Schülerkreis, mein Seminar wissenschaftlich und menschlich so nach gestanden hat wie gerade jetzt.

Ihr habt es nicht leicht: wie wenigen von Euch ist die sorglos heitere Sammlung gegönnt, mit der wir Alken in jungen Jahren die Hallen der Wissenschaft betreten durften! Und doch fühlen wir den kräftigen jugendlichen Hauch der Zukunft, der uns sonst in Deutschland so fremd geworden ist, durch die deutsche Hochschule wehen. Die Freude haben unsere deutsche Staatsform, unser deutsches Meer und sonst alles, was unsere Stärke war, durch 1812 und 1813 gewißigt, mit fluger Berechnung zerstückelt! Wir

hoffen auf die deutschen Universitäten! Mögen sie berufen bleiben, den rettenden idealistischen Geist in ihrem Schoße zu nähren, den Geist, den einst der große Rektor des Jahres 1811, der Philosoph des Idealismus, gewaltig verkündete, auch er vom französischen Geinde überhört, den Geist der freien, schaffenden und sich selbst bildenden Persönlichkeit, den der geistige Vater dieser Hochschule, Wilhelm von Humboldt, über alles stellte!

Die deutsche Philologie bekennt sich zum deutschen Worte. Haltet das deutsche Wort in Ehren! Aber der Faust, der mit dem Evangelium Johannis ringt, verharrt nicht bei dem Wortsinne von *λόγος*. Goethe, der Freund des Friedens, war doch zugleich der entschlossene Prophet der schöpferischen Tat. Die Tyrinere, daß die Lat Cünde sei, ob sie sich auch durch Sokkris des Claven bedeutenden Namen und durch den Weisheitsmantel indischer Beschaulichkeit decke, mag sie auch für den Orient taugen: undeutsch ist sie durch und durch. Auch das zukunftsichwere Träumen des alten Reichs bewährte sich erst dadurch als wahrhaft deutsch, daß „wie der Strahl aus dem Gewölke, kam aus Gedanken zuletzt geistig und reif die Tat“. Die Wissenschaft der deutschen Philologie ist berufen, in Euch unsern ganzen Volke aus dem deutschen Worte den deutschen Geist, den deutschen Gedanken zu künden. Euer, der einst führenden deutschen Jugend, wartet die große Aufgabe, daß sich krönend, wie bei unsern Ahnen, aus dem deutschen Gedanken löse die schaffende deutsche Tat. Das walke Gott!